

Lutz Meier: „Phänomen Arschloch“

Mit dem Hintern ins Gesicht

Von Florian Felix Weyh

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 11.02.2026

In Exkrementgewittern: Als „Arschloch“ will sich niemand sehen, dennoch wännen sich alle ständig von ihnen umgeben. Ein phänomenologischer Essay versucht, die soziale Funktion dieses universal erfolgreichen Schimpfworts zu ergründen.

Jeder weiß heute, was eine Triggerwarnung ist. Jeder weiß, was Hate Speech ist, und jeder weiß, was ein Arschloch ist. Oder nicht?

„Jemanden als Arschloch zu bezeichnen – damit erweist man sich nicht selten selbst als Arschloch.“

Womit einem schon dieser erste Satz des Buches mit dem Hintern voraus ins Gesicht springt. Wie man's auch dreht und wendet, das zu vermessende Gelände ist problematisch: Normalisiert man nicht allein durchs sprachliche Stakkato dieses Grundworts aller Schimpfologie – oder sagen wir lieber Stakkato? – eine Waffe aus dem Formenkreis der Hate Speech? Nämlich dergestalt, dass sie noch häufiger und geläufiger wird? Triggerwarnung: Das lässt sich nicht vermeiden!

Für „Arshlöcher“ gibt es keine höflichen Synonyme

Im Buch ist ständig von Lumpen, Hundesöhnen, Giftzwergen, Dreckskerlen die Rede ... nein, eben nicht! Meine gewollt höfliche Umschreibung trifft einfach nicht den Begriffsumfang des Arschlochs, das sich als ziemlich synonym-resistent erweist.

„Das Wort Arschloch hat eine gewisse Evidenz. Der Gegenstand bleibt aber schwammig. [...] Wir wissen nicht definitorisch genau, was ein Arschloch ist, sondern können es nur beschreiben und wenn überhaupt bloß definitorisch einkreisen.“

Insofern ist jedes Arschloch-Gegenüber nur ein gefühltes Arschloch aus Sicht der anderen. Und selbst kann man gar keines sein – Grundparadox des Phänomens –, weil sich „ein echtes Arschloch der Illusion seiner Untadeligkeit mit Erfolg hingibt. [...] Ein Arschloch zu sein, wäre für es das Letzte, da es eines ist.“

Lutz Meier

Phänomen Arschloch. Individuum und Gesellschaft

Frank & Timme Verlag, Berlin

130 Seiten

19,80 Euro

Ein Literaturwissenschaftler entdeckt das „Gartenarschloch“ in sich

So satirisch das klingen mag, der Literaturwissenschaftler Lutz Meier wühlt hier nicht zum Spaß in den Exkrementen der Kommunikation, sondern ruft Schwerintellektuelle vom Schlage Schopenhauers, Heideggers, Husserls und anderer auf, denn ihm schwebt eine „Phänomenologie des Arschlochs“ vor. Was man nicht analysieren kann, lässt sich doch beschreiben. Etwa in praktischen Fallbeispielen von „problematischem Verhalten in sozialen, beruflichen und kulturellen Kontexten.“

Was sich in durchaus spaßigen Begriffen vom Straßenverkehrsarschloch (selbsterklärend) bis zum Gartenarschloch niederschlägt. Als letzteres bezichtigt sich der Autor selbst, weil ihm Bücher wichtiger seien als die Natur, der er entstammt:

„Erst wenn der Tod näher rückt, wenden wir uns an das zurück, was uns bald wieder aufnehmen wird. [...] Die Frauen kümmern sich dann nicht mehr um ihre äußerliche Schönheit, sondern um die Schönheit in der Natur. Ich hoffe, dass ich das noch erlebe, sonst bleibe ich für immer ein Gartenarschloch, das gegen das Geistlose der Garten- und Blumenarbeit revoltiert.“

Achtlosigkeit, Egoismus, Rücksichtslosigkeit – die Trias des A.

Man erkennt an diesem Beispiel, dass Arschlochtum à la Meier eben nicht bloß simple Börsartigkeit verkörpert, sondern eine Lebensweise der Achtlosigkeit, die durchaus mit gesellschaftlicher Nachsicht rechnen kann. Niemand ächtet Gartenfeinde. Was die einen für verdammenswert halten, ist anderen einfach egal:

„Das Arschlochsein bedeutet, eine negativ-egoistische Charaktereigenschaft zu haben, die aber dennoch in der Gesellschaft irgendwie als Marotte toleriert wird.“

Die negativen Eigenschaften lassen sich allerdings spezifizieren:

„Das Arschloch ist [...] machtheilig, selbstverliebt, arrogant, überheblich, ehrgeizig oder asozial, also rücksichtslos, skrupellos, egoistisch, gefühllos, zielstrebig in Hinblick auf den eigenen Vorteil.“

Also leider ziemlich normal, zumindest aber weit verbreitet. Lutz Meier addiert noch Dünnhäutigkeit und Streitsucht hinzu, die der bloßen Nutzenorientierung eine unangenehme Note beifügen. Am häufigsten allerdings dürften „kalkulierende Arschlöcher“ sein, die negative Verhaltensweisen situativ abrufen können, um damit Gewinnmaximierung zu betreiben. Denn im System konkurrenzorientierter Märkte sei „strukturelles Arschlochtum“ eingebaut. Was nicht heißt, dass die von „dialektischen Arschlöchern“ dominierten linken Utopien sauber blieben:

„Hier geschieht das Böse oder Schlechte im Namen des guten Zwecks.“

Macht einen die Lektüre des Essays besser?

Fragen wir mal ganz arschlochhaft herablassend: Was bringt einem das alles? Ein moralisch entlastendes Lesevergnügen, weil mit jedem zustimmenden Kopfnicken zu einem empörenden Beispiel der eigene A-Faktor gemindert wird? Nein. „Man ist als Leser ein

wahres egoistisches Arschloch“, denn man entzieht sich dem sozialen Tun, der Mitmenschlichkeit.

Als Quintessenz der schmalen Lektüre bleibt somit nur eine niederschmetternde Erkenntnis: Das Phänomen ist mit der *Conditio humana* so eng verbunden, dass es sich kaum isolieren, abspalten, noch weniger abwaschen lässt. Und so, wie niemand den Anflügen eigener Schlechtigkeit entrinnt, sie zugleich aber ausblendet, dient die Zuschreibung als Erkenntnisinstrument.

Jemand stößt hervor: „Du Arschloch!“...und macht in dem Moment eine soziale Unwucht dingfest, die sich sonst schwer verbalisieren ließe.

„Die A-Wort-Ausrufung ist die erste Seismografenleistung der Sprache des Empörten. [...] Der moralische Mensch erkennt die Arschlöcher dieser Welt [...] über die Sprache vermittelt. Man sollte das A-Wort also niemals verbieten, sei es noch so sehr der Fäkaliensprache entnommen.“

A...men. Denn so lauten die Schlusssätze Meiers. Die Schmutzvokabel ist eine Nutzvokabel. Schimpft weiter!